Das Jahr 1916 in der Weltgeschichte.

Von Dr. S. M. Melamed.

I.

Das Auge des Jahres hat sich geschlossen bevor der Frieden erschienen ist und noch viele Male wird die Sonne im Zeichen des Schwertes und Blutes auf- und untergehen. Noch wird die europäische Menschheit von der Leidenschaft der Krieges beherrscht und trotz aller Friedensgerüchte scheint es als ob der Friede nicht eher eintreffen werde, bis ihr Leib zu Brei geschlagen ist. Gewiß ist heute der Wunsch nach Frieden allgemeiner als zu Beginn des Jahres 1916 und gewiß sind wir heute dem Frieden näher als vor einem Jahre. Aber näher ist nur ein Komparativ, und es ist schwer zu sagen, wenn diesem Komparativ ein Superlativ folgen wird. Die Massen der kriegführenden Völker mögen alle nach Frieden lechzen, aber die treibenden Kräfte, die diese Massen ordnen und gliedern und für ihre Zukunft sorgen, sind nicht alle friedfertig. Sie haben die Zukunft dieser Massen verpfändet und nach ihrer eigenen Aussage werden sie nicht eher nach Frieden rufen, bis sie entweder das Pfand eingelöst oder die Ueberzeugung gewonnen haben, daß sie es nicht einlösen können. Und mittlerweile toben die Schlachten und wütet die Kriegsfurie.

Das Jahr 1916 hat mit großen Schlachten von welthistorischer Bedeutung begonnen und mit ebenso bedeutsamen Schlachten geendet. Es ist jedoch kein Zufall, daß wie zu Ende 1915 so auch zu Ende des Jahres 1916 der Schwerpunkt des Krieges wieder auf dem Balkan liegt. Ende 1915 waren Serbien und Montenegro so gut wie erobert und damit die direkte Verbindung zwischen Berlin und Konstantinopel hergestellt. Durch die Eroberung Serbiens hat Deutschland den Vierbund noch fester zusammengekittet und den Traum von einem organisierten Mitteleuropa zur Tatsache werden lassen. Die Westmächte und Rußland konnten aber nicht zugeben, daß die Türkei in diesen mächtigen Staatenbund hineingezogen wird, daß der Weg Konstantinopel-Berlin dem Verkehr geöffnet bleibt und daß Deutschland seinen Einfluß bis tief nach West-Indien ausdehnt. Um die Verbindung Berlin-Konstantinopel zu unterbrechen, ist Rumänien in den Krieg hineingezerrt worden, nachdem Rußland seine Unfähigkeit, Konstantinopel vom Kaukasus zu erreichen, demonstriert hat. Die russische Offensive im Kaukasus und die daran sich knüpfende Räumung der alten Feste Erzerum durch die Türken hatten den einzigen Zweck, Konstantinopel auf Umwegen zu erreichen. Die türkische Gegenoffensive und die Errichtung einer Reihe türkischer Landbefestigungen entlang der ganzen russisch-türkischen Schlachtlinie haben die Russen überzeugt, daß sie auf diesem Wege Konstantinopel nicht erreichen werden, und da die Sultans-Hauptstadt weder durch die Gallipoli Armee der Alliierten, noch durch die russische Kaukasus-Armee erobert werden konnte, glaubten die Feinde der Zentralmächte, die vielbegehrte Stadt erobern zu können, wenn sie Rumänien in den Krieg hineinziehen. **Mit der Niederlage Rumäniens haben die Alliierten den dritten Krieg gegen die Türkei verloren.** Der rumänische Feldzug, der, wie es scheint, noch lange nicht abgeschlossen ist, da er in aller Wahrscheinlichkeit bald der bessarabische Feldzug heißen wird, ist deshalb neben der Somme-Offensive das wichtigste militärisch-historische Ereignis des Jahres.

Die Eroberung der Wallachei durch die Armee der Mittelmächte gefährdet Rußland mehr als andere Schlachten in diesem Kriege, die es, wie auf Verabredung, immer verloren hat. Mit der militärischen Beherrschung der Wallachei durch die Mittelmächte sind nicht nur die russischen Stellungen in der Bukowina in der Karpathen und in Galizien bedroht, sondern auch der ganze Süden Rußlands und die russische Stellung als Schwarze-Meer Macht. Was noch entlang der russischen Front sich in der Zukunft zutragen mag, welche Schlachten Hindenburg und Mackensen noch liefern mögen und all die militärischen Katastrophen, die Rußland bei einer eventuellen Fortsetzung des Krieges noch erleben wird, das alles ist im letzten Grunde nur das Ergebnis der großen militärischen Taten der Mittelmächte während der letzten drei Monate. Dieses militärische Werk wird nicht nur räumlich, sondern auch zeitlich seine Fernwirkung haben.

Die 6 Monate währende Offensive an der Somme hat nach der Aussage englischer und französischer Sachverständiger nicht den Zweck eines Durchbruchs, sondern den einer Schwächung und Biegung der deutschen Linien gehabt. Es ist möglich, daß diese Feststellung von seiten der Alliierten nur eine nachträgliche Interpretation einer bereits vollendeten Tatsache ist, aber es mag auch füglich bezweifelt werden, ob die etwas denkenden Heerführer der Alliierten zur Zeit des Beginns der Somme-Offensive so optimistisch waren, wie die englische und französische Presse es glauben machen wollte. Was immer die Alliierten mit der blutigen Somme-Offensive bezweckt haben mögen, gewonnen haben sie in keinem Fall und vom Gesichtspunkt der Kosten an Menschenleben und Material haben sie diese Offensive gewiß verloren. Die deutschen Heere im Westen haben zum ersten Male ihre unerschütterliche Defensiv-Kraft erwiesen und dadurch manchen vernünftigen Staatsmann in London und in Paris zu einer nüchterneren Betrachtung der Sachlage gebracht. Die Folgen der Somme-Offensive waren tatsächliche Erschütterungen in den Ländern der Alliierten, die zu Kabinettskrisen geführt haben und auf der andern Seite zu unerschütterlicher Zuversicht in den Ländern Mitteleuropas. Die Kaltstellung Joffre's ist eins der sichtbaren Resultate dieser Offensive, wie die Kaltstellung des Admirals Jellicoe die unmittelbare Frage der Jütland-Schlacht war.

Die Schlacht an der Somme und der Feldzug gegen Rumänien sind neben der Befreiung Polens nicht nur militärisch, sondern auch politische die größten Begebenheiten des Jahres 1916. Keine andere große politische und militärische Begebenheit des abgelaufenen Jahres wird sich so dem Gedächtnis zukünftiger Generationen einprägen, wie die deutsche Defensive im Westen und die Offensive im Osten.

In 1916 hat sich politisch und militärisch in allen kriegführenden Ländern und auf allen Schlachtfeldern mehr zugetragen als in den vorangegangenen 17 Monaten Krieg. Die Räumung Gallipolis durch die Alliierten, der Fall von Kut-el-Amara, die russische Frühjahrs-Offensive im Kaukasus, die österreich-ungarische Offensive gegen Italien, die Seeschlacht bei Jütland, die Offensive gegen Verdun und die russische Offensive gegen die österreich-ungarischen Linien bilden eine ununterbrochene Kette von aufeinanderfolgenden Ereignissen, die sich alle im Laufe des Jahres 1916 ereignet haben. Das Entrinnen der Alliierten-Heere bei Nacht und Nebel von Gallipoli und der Fall von Kut-el-Amara bilden ebenso Ruhmeskapitel in der türkischen Kriegsgeschichte wie sie eine Blamage für die Feinde der Türkei sind. Die Niederlage der Alliierten bei Gallipoli hat nicht nur zur innerpolitischen Konsolidierung der Türkei beigetragen, sondern auch das türkische Prestige nach außen ungeheuer gestärkt und erhöht, und die Türkei erst zur wahren Großmacht erhoben. Erst durch die Niederlage auf Gallipoli ist es den Westmächten, die Konstantinopel dem Zarenreich versprochen hatten, klar geworden, daß es ihnen nicht so leicht möglich sein wird, ihr Versprechen einzulösen und daß sie voreilig mit ihrem Versprechen waren. Die Russen haben die Niederlage der Franzosen und Engländer bei Gallipoli mehr bedauert als die Westmächte selbst, denn sie wußten, daß sie nun selbst die Kastanien aus dem Feuer zu holen haben würden. Durch die Niederlage bei Gallipoli ist die russische Kaukasus-Front für eine Zeitlang der Schwerpunkt der militärischen Ereignisse in Rußland geworden. Großfürst Nikolai Nikolajevitch, der im Kampf gegen die Zentralmächte so großartig versagt hat, wollte sein Glück mit der Türkei versuchen, aber auch da hat ihn sein Glück im Stich gelassen. Schon bald nach den ersten Erfolgen ist die Kaukasus-Offensive von den Türken zum Stehen gebracht worden, und die russische Presse konnte sich mit der vom Generalstab ausgegebenen Nachricht trösten, „daß die tapferen russischen Heere nur noch 700 Meilen von Konstantinopel entfernt sind". Es war vielleicht mit Rücksicht auf die Engagierung der Russen an ihrer Südfront, daß die österreich-ungarischen Heerführer sich zu einer Offensive gegen Italien entschlossen hatten. Die Offensive war in den ersten Wochen von Erfolg gekrönt und hätte voraussichtlich zum Durchbruch der italienischen Linie geführt, wenn nicht die Russen die dünn gewordenen österreichischen Linien überfallen hätten. Die russischen Heerführer haben die Gelegenheit der österreichischen Offensive gegen Italien ausgenutzt — wahrscheinlich auf die Fürbitte des bedrängten Italien, um gegen die Oesterreicher anzurennen. Diese russische Offensive gegen Oesterreich ist endlich wie die Somme-Offensive verlaufen, d. h. es ist den Russen nicht gelungen, die österreichisch-ungarischen Linien zu durchbrechen, sondern sie nur einzubiegen. Nach russischer Angabe sollen die Oesterreicher mehr als 300,000 Mann allein an Gefangenen verlorgen haben. Von österreichischer Seite ist diese russische Mitteilung jedoch dementiert worden. Gewiß haben die Oesterreicher gewaltige Verluste in ihrem Kampf gegen die russische Uebermacht erlitten, aber heute wird selbst von russischer Seite zugegeben, daß die russischen Verluste bei weitem größer waren. Durch dieses Ausholen gegen Oesterreich-Ungarn sind die Russen bis an die Karpathen vorgerückt und haben wieder die Bukowina und größere Gebiete von Galizien besetzt. Aber die Siege der mitteleuropäischen Verbündeten in Rumänien bedrohen ebenso die Stellung der Russen in den Karpathen und in der Bukowina wie der Durchbruch Mackensens bei Tarnow im Frühjahr 1915. Die Russen haben nun einmal die schlechte Gewohnheit, sich überall zweimal herauswerfen zu lassen. Nachdem sie zum ersten Male durch die Schlacht bei Tannenberg aus Ostpreußen geflogen sind, hielten sie es für nötig, nochmals in Ostpreußen einzudringen, um dann von Hindenburg wieder über die Grenze geworfen zu werden. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, wird die jetzige russische Karpathen-Armee das gleiche Schicksal erleben wie die russische Ostpreußen-Armee im Februar 1915.

Von Gesichtspunkte der Alliierten ist das bedeutendste politische und militärische Ereignis des Jahres der Kampf um Verdun. Nach dem hundertägigen Kampf gegen Verdun, der zur Eroberung einiger bedeutender Forts geführt hat, mußten die deutschen Heere den Kampf aufgeben. Um zu beurteilen, ob dieses Aufgeben des Kampfes ohne daß Verdun gefallen ist, eine deutsche Niederlage bedeutet, muß man sich darüber klar werden, was wohl die deutsche Heeresleitung im Auge hatte, als sie diesen Kampf inaugurierte. Die Franzosen und Engländer behaupten, daß die deutsche Heeresleitung sich das Ziel gesetzt hatte, Verdun zu erobern, um dann auf Paris zu marschieren. Von neutraler fachmännischer Seite ist aber schon mehrere Male darauf hingewiesen worden, daß wenn auch die deutsche Heeresmacht Verdun nicht erobert hat, diese Festung für die Franzosen nicht mehr den Wert hat, den sie früher hatte, denn wenn es den Deutschen auch nicht gelungen ist, Verdun selbst zu erobern, so ist es ihnen doch immerhin gelungen, Verdun als Basis und Konzentrationspunkt zu vernichten und damit die Chance eines Durchbruchs der Engländer und Franzosen beträchtlich zu verringern. Wenn die deutsche Heeresleitung nur Verdun als militärische Basis und Konzentrationspunkt vernichten wollte, hat sie ihr Ziel erreicht, obgleich die Festung nicht gefallen ist. Wenn daher Verdun der einzig helle Lichtstrahl der Alliierten in ihrer Nacht von Mißerfolgen und Unglück ist, so ist dieser Lichtstrahl nicht so leuchtend wie sie die Welt glauben machen wollen.

Diese militärischen Ereignisse sind überall zum Ausgangspunkte von großen politischen Umwälzungen geworden. Als die vier größten politischen Begebenheiten des Jahres, die ein Produkt der militärischen Situation sind, darf wohl die Einführung der Militär-Dienstpflicht in England, die fortschreitende Denationalisierung der französischen Front, die Proklamirung der Unabhängigkeit Polens und die Fortschritte des Sozialisierungs-Prozesses in Deutschland betrachtet werden.

Die Einführung der Militärpflicht für alle Männer bis zum 41. Jahre zeugt von der politischen Ueberlegenheit des Herrn Asquith. Noch Ende des Jahres 1915 erklärten nicht nur die 40 Arbeiter-Vertreter im englischen Unterhaus, sondern auch große Gruppen von Liberalen und Konservativen, daß sie entschieden gegen die „Compulsory Service Bill" auftreten würden. Das Kabinett selbst war sich über die Frage nicht einig. Asquith verstand es, so zu manövrieren und die einzelnen Gruppen so gegeneinander aufzuhetzen, daß er ihre Willenskraft brach, das Parlament demoralisierte und dann seinen eigenen Willen durchsetzte. Vergeblich haben ihn Freund und Feind daran erinnert, daß er mit der Einführung dieser Bill England militarisiere und sich so selbst widerspräche. „Man könne nicht gegen den preußischen Militarismus kämpfen und gleichzeitig England selbst militarisieren," rief man ihm im Unterhaus zu. Aber alle Drohungen der Arbeiterführer und das revolutionäre Gebahren der Links-Liberalen haben nichts genutzt. Asquith hat den Zwangsdienst in England eingeführt und damit die Omnipotenz des Staates, gegen die er sein ganzes Leben lang gekämpft hatte, zur Tatsache gemacht. Die Gegner der Compulsory Service Bill führten den Kampf nicht gegen den Gesetzesvorschlag als temporäre Maßnahme, sondern als Produkt des um sich greifenden Verstaatlichungs-Prozesses in England, der ihnen in der Seele verhaßt ist. Trotz des jämmerlichen Niedergangs des englischen Liberalismus in der letzten Jahren, haben sich doch noch im Vereinigten Königreiche Reste der alten individualistischen Tradition erhalten, die von einer Gruppe von Alt-Radikalen und Arbeiterführern vertreten werden, und es waren die Vertreter dieser Tradition, die gegen Asquith einen Kampf führten und unterlagen. Wenn man bedenkt, daß England, ein altes Freiheitsland war, in dem die Befugnisse des Staates sehr begrenzt waren, so wird man zugeben müssen, daß die Einführung der Militärdienstpf.. t in England, von der man nicht mehr so leicht abkommen kann, das englische Volk transformiren muß und daß das historische England moralisch und politisch mehr durch den Krieg leidet als jedes andere Volk.

Die militärische Organisation der ganzen englischen Jugend hat aber nicht den erhofften Erwartungen entsprochen. Wohl ist es Asquith gelungen, Millionen Rekruten aus dem Boden zu stampfen und den Traum des auf einer Reise nach Rußland verunglückten Lord Kitchener zu verwirklichen. Allein eine Million Rekruten bilden noch lange keine erfolgreiche Armee. Ohne ein geschultes Offizier-Korps, ohne militärische Traditionen und ohne Generalstab gibt es keine tüchtige Armee. Wenn es auf die Zahl der Rekruten allein ankäme, hätte Rußland der Krieg schon längst gewinnen müssen, denn kein Land kann so viele Muschits als Kanonenfutter liefern, wie Rußland. Die Russen haben nun zwar militärische Traditionen, aber nur sehr unrühmliche, denn russische Heerführer haben noch nie eine Schlacht gewonnen und das russische Offizier-Korps ist zu korrumpiert und demoralisiert und zu wenig intellektuell auf der Höhe, um die Millionen Muschits zum Siege führen zu können. — Die relativ geringen Resultate, die die fabrikmäßige Militärisierung der englischen Jugend gezeitigt hat, konnten nicht ohne Einfluß auf die Stellung des Asquith'schen Kabinetts bleiben. Lord Nordcliffe und seine Mannen auf der einen Seite und eine Gruppe von Konservativen auf der anderen Seite, haben diese entmutigenden Resultate der „Compulsory Serbice Bill" dazu benützt, die gegen Asquith existierende latente Opposition zu organisieren und ihn zu Fall zu bringen. Die Fehlschläge auf dem Balkan haben diese Opposition nur verstärkt und Asquith mußte den Platz an Lloyd George abtreten. Lloyd George, der als Volkstribun viel bedeutender ist denn als Staatsmann und der in Friedensjahren im Asquith'schen Kabinett die Rolle eines Schimpfers spielen mußte, ist ein Mann ohne Tradition, ein Briand in zweiter Auflage, aber eine starke Persönlichkeit, die vor nichts zurückschreckt. Bei entsprechendem Erfolg wäre er ebenso bereit, den Krieg in grausamster Weise fortzusetzen, wie Frieden zu schließen, wenn er von der Notwendigkeit eines Friedens überzeugt ist, selbst dann, wenn die Massen nicht dafür wären. Er, der angebliche Vertreter der Massen, ist auch im Stande, gegen die Massen zu gehen, wenn er es für richtig hält. Mit seinem Aufsteig zum Premier hat England bewiesen, daß es mit seiner Tradition nur Mitglieder der Aristokratie zur Premierschaft zuzulassen, gebrochen hat. Der Aufstieg Lloyd George's bedeutet somit eine politische Bankrotterklärung der herrschenden Aristokratie Englands. Diese Demokratisierung der herrschenden Klassen (auch Bonar Law ist nur ein Bürgerlicher und von Beruf ein Eisenhändler) zusammen mit der Verstaatlichung des öffentlichen Lebens und der Militarisierung der Jugend, die das englische Leben von Grund aus ändern müssen, sind nur im Zusammenhang mit den militärischen Ereignissen des Jahres zu verstehen und sind die bedeutendsten historischen Erscheinungen in England während des abgelaufenen Jahres.

Weniger elementar hat das Kriegsjahr 1916 auf das französische Leben eingewirkt. All die Bürden und Lasten, die der Krieg für ein Land bringt, haben die Franzosen schon in den vorangehenden 17 Monaten auskosten müssen und es muß zu Ehren der dritten Republik gesagt werden, daß sie ihre Solidität gerade im Verlaufe des Krieges ad oculus demonstriert hat und ganz speziell im Jahre 1916. Die Kabinettskrisen und die Ministerwechsel sind natürlich auch nur Erzeugnisse der militärischen Lage und der militärischen Fehlschläge. Aber auf das Leben des französischen Volkes sind sie so gut wie ohne Wirkung geblieben. Der Kampf in Frankreich geht nicht wie in England um Traditionen und um grundlegende Prinzipien des Staats, sondern um Personen und Methoden. Clemenceau ist ein geschworener Feind von Briand, und ein Gegner von Joffre sowie ein Erzfeind von Poincare, wie Joffre ein Erzfeind vom jetzigen französischen Kriegsminister ist und wie Caillaux ein Gegner aller Derer ist, die das jetzige Regime in Frankreich vertreten. Clemenceau hat vergeblich gegen die Saloniki Expedition gekämpft und wollte sie zurückgerufen haben. Briand hat versucht, zwischen dem jetzigen französischen Kriegsminister, der die Zukunft Frankreichs in Afrika sieht und Joffre zu vermitteln und Caillaux hat mit Hilfe einer kleinen Gruppe Sozialisten den Versuch gemacht, eine Opposition gegen das jetzige Regime zu organisieren. Alle diese Versuche und Anzettelungen sind bis jetzt ohne Erfolg geblieben, weil die Engländer in Frankreich mehr zu sagen haben als sich manche französische Oppositionsführer träumen lassen. Das jetzige Regime in Frankreich kann sich nur mit Hilfe der Engländer erhalten. Lloyd George ist ein persönlicher Freund von Briand und wird durch die Vermittlung des englischen Botschafters in Paris, Berti alles versuchen, um den Sturz Briands, der vor Kurzem schon so nahe schien, zu verhindern. Die Engländer wissen wohl, daß der Sturz Briands heute mehr als eine Kabinettskrise bedeuten würde. Briand ist der starke Mann in Frankreich und wenn er fällt, fällt auch das System, das er vertritt. Und nichts kann den Engländern unangenehmer sein als ein Sturz Briands, der auch einen Sturz Poincares zur Folge haben muß. Vorläufig verfügt aber Briand über eine so beträchtliche Majorität in der Deputierten-Kammer, daß er einen Konzentrationsangriff von drei Seiten abwehren kann. Solange er an der Spitze der Geschäfte bleibt wird Frankreich nicht vom Gesamt-Kabinett, sondern vom Ministerium des Aeußern, in dem die Engländer sitzen, beherrscht. Die einzige große Erscheinung, die sich in Frankreich während des abgelaufenen Jahres bemerkbar machte, ist die Entnationalisierung des französischen Heeres. Zu Beginn des Krieges hieß es, daß Frankreich allein mit Hilfe seiner Kolonialtruppen wohl im Stande ist, die französische Linie zu halten. Im Frühjahr 1916 haben die Franzosen sich dazu entschließen müssen, nicht nur die Engländer zu Verteidigung ihrer Linien heranzuziehen, sondern auch ein paar Divisionen Russen zu importieren, um ihre Front halten zu können. **Französische Erde wird heute nicht nur von den Franzosen allein verteidigt, sondern auch von Engländern und von Russen.** Das Bewußtsein, daß Frankreich nicht mehr in der Lage ist, nationale Erde mit eigenen Kräften zu verteidigen, obgleich Deutschland mit der Hälfte seiner Armee im Osten engagiert ist, ist keine beruhigende Erkenntnis und muß früher oder später zu einer durchgehenden Revision der französischen äußeren Politik führen. Wenn man weiß, daß man sein eigenes Land nicht mit eigenen Kräften verteidigen kann, treibt man keine Revanche-Politik und schmiedet keine Intriguen. So sehr bemütigend die Importierung von russischen Truppen für Frankreich sein muß, so sehr kann es nur zum Heile des französischen Volkes gereichen, weil es Frankreich ernüchtern und zur ruhigen Abschätzung seiner Kräfte führen muß. Die Ernennung des General Lyoaute zum Kriegsminister scheint mir für die neu aufkommende Tendenz in Frankreich sehr charakteristisch. Lyoaute, der frühere General-Gouverneur von Marokko und ein Mann von einigem literarischen Können, hat sich weniger als Feldherr denn als Kolonial-Politiker einen Namen gemacht. Seine Gegnerschaft zu Joffre stammt daher, daß Joffre sich immer mit der Revanche-Politik identifiziert hatte und daher zu den Busenfreunden Poincares gehörte, während General Lyoaute ein entschiedener Gegner dieser Revanche-Politik war und die Franzosen immer daran erinnerte, daß Frankreichs Zukunft nicht am Rhein, sondern im Norden Afrikas liegt. Seine Stellung zu den großen politischen Fragen ist eine so ausgesprochene, daß sie unmöglich ignoriert werden kann. Es ist deshalb kein Zweifel, daß seinem Aufsteig die Kaltstellung Joffres folgte. Natürlich wird Lyoaute alles versuchen, den ihm unterstellten Heeren zum Sieg zu verhelfen. Aber auf der anderen Seite ist er auch der gegebene Mann, falls Frankreich sich zum Frieden entschließt, an den Verhandlungen teilzunehmen und dann weiter die französische Politik in seinem Sinne zu beeinflussen. Es dürfte auch nicht uninteressant sein, zu lernen, daß Lyoaute nie ein begeisterter Anhänger der französisch-russischen Allianz war.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Die Sailly-Saillisel hielten.

Von Alfred Richard Meyer.

Der Herr Kommandierende hat sofort seine Einwilligung telegraphiert, daß wir die Divisionen besuchen dürfen, die in den letzten Wochen die Linie Sailly-Saillisel-St. Pierre-Vaast-Wald hielten. Was einmal Sailly und Saillisel hieß, kleine Ortschaften etwa 10 Kilometer südlich von Bapaume, ist heute nicht mehr. Keine Mauern zeigen, daß hier einmal Häuser standen. Kleine Schutthaufen liegen in Schlamm. Granatlöcher und immer wieder Granatlöcher, mit einem Durchmesser bis zu zehn Metern, diesseits und jenseits der Landstraße, die verschwunden ist, zwischen den Wegen, die wie wegradiert sind. Ich hatte eine Fliegeraufnahme aus den allerletzten Tagen in den Händen. Gar nicht aus so großer Höhe ist sie aufgenommen. Dennoch ein Bild ist sie kaum zu nennen. Sie ist vielmehr eher so etwas ähnliches wie ein Fernrohrblick auf die Mondkrater. Nur mit Mühe erkennt man, daß sich dadurch Grauen und Oede ganz fein, ganz unbestimmt einige Linien ziehen, welche Gräben sein sollen. Diese Linie ist zuerst nur indirekt von Menschenhand erschaffen. Granaten schwersten Kalibers wühlten ihre ersten, dicken Punkte ins Land. Schon waren deutsche Soldaten darin, richteten sich hier ein, stellten die Verbindung nach rechts und links schnell her. So etwas wie ein ganz primitiver Graben war schon entstanden. Aber schon sorgte der unaufhörlich niedergehende Winterregen dafür, daß die tiefen Löcher bald fast bis zum Rand mit Wasser angefüllt waren, daß die Flut die Beine der Menschen mit Kälte und Nässe umfaugt, daß sie wohl bisweilen auch einmal einen Mann, der ausrutscht, für immer in sich hinabzieht.

Wie sollte hier Befehl weitergegeben werden? Der einzelne Soldat ist hier ganz auf sich allein angewiesen. Er muß ganz aus sich selbst heraus wissen, wie er in jedem Augenblick zu handeln hat. Er weiß nicht, wann die Ablösung herankommen kann. Er ahnt nicht, wie und wo sich die Kompagnie hinzieht, in dem Morast, in der Dunkelheit, in dem Regen. Zu essen hat er genug bei sich, nein — nicht nur genug, sondern auch gut. Aber das irgendwie warm zu machen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. — Seit Tagen ist ein Becher warmen Kaffees eine Undenkbarkeit. Schlaf — auch so etwas gibt es nicht mehr. Jede Sekunde erfordert alle Sinne. Jede Minute kann gerade für diese 200 Meter für zwei oder drei Stunden das Trommelfeuer bringen. Aber Gott sei Dank, der Franzose weiß auch nicht, wo die deutsche Linie eigentlich läuft. Er trommelt zu kurz oder er trommelt zu weit. Schickt er vormittags oder nachmittags endlich seine dichten Kolonnen, ganz frische Truppen, die erst am Abend vorher eingesetzt wurden, aus einer Entfernung von 80 oder 100 Metern vor, so bewegen sich diese langsam — denn laufen oder auch nur gehen kann man in diesem unbeschreiblichen Dreck nicht — bis auf etwa 40 Meter vor, schon ganz siegesgewiß, denn der Feind muß ja nach dieser vernichtenden Arbeit der Artillerie völlig erledigt sein. Aber in diesem Augenblick fegt es von überall eisern aus den deutschen Maschinengewehren her. Die Mauer der Kolonnen wankt. Stücke fallen. Einige weichen zurück. Andere, wenige springen vor. Nehmen den furchtbaren Gruß der deutschen Handgranaten entgegen. Stürzen röchelnd. Schreien auf. Versinken im zähen Sumpf. Aber schon sind einige Deutsche aus ihren Löchern heraus. Es gilt den letzten, schrecklichen Nahkampf. Es ist ein wildes Raufen. Ein paar Gefangene werden gemacht. Sind die wahnsinnig? Sie lallen. Sie gurgeln irgendwelche Worte. Sie sind sinnlos betrunken. Sie riechen nach Schnaps. — Sie sind so betrunken, daß sie vorläufig auf dem nächsten Verbandsplatz gar nicht behandelt werden können, soweit sie verwundet sind. Das ist der Krieg! — Aber so weit sie nüchtern sind, staunen sie erschrocken, daß dieser Verbandsplatz so nahe der Linie ist, daß Wagen von hier bis zur nächsten Sammelstelle fahren, daß es von hier gleich in bequemen Krankenautomobilen weiter zum Lazarett geht, in dem alles kameradschaftlich aufgenommen wird. Ist das der Krieg? Wie schnell sich das alles in ein paar Minuten abspielt! Wie viele Deutsche auf diese Weise gerettet werden können! Wie auch mancher Franzose sein hoffnungslos dahinströmendes Leben als wertvollstes Geschenk des Feindes zurückerhält! . . .

An anderen Stellen der Linie ist ein anderes Bild. Da ist ein Stollen, von dem man nicht weiß, wie er just hierher kommt. Wie er häufig in diesen Gegenden zu finden ist. Wie viele Jahrhunderte mag er schon alt sein? Ein Offizier glaubt, daß es ein früherer Steinbruch ist. Ein anderer meint, daß es sich um eine Zufluchtshöhle handelt, um Katakomben, in die sich die Bewohner der umliegenden Dörfer früher im 15. Jahrhundert vor den Armagnaken, den Armegecken, den Ecorcheurs versteckt hätten, von denen sie dann mittels feuchten brennenden Strauchwerks — primitiver Gasangriff — ausgeräuchert wurden. Jedenfalls kommt es im Augenblick nur darauf an, daß der Stollen überhaupt da ist, nicht woher er kommt. Oben durch den Morast kriecht eine Gefechtsordonanz. „Wo finde ich denn den Rittmeister E. . . .?" Niemand weiß es. Man muß weiter kriechen, man muß weiter fragen. Endlich eine Stimme als Antwort, ganz unterirdisch: „Hier bin ich!" Woher kam das? Aus dem Brunnen da oder was das Loch sonst ist? „Wo —? Woo—?" Wirklich, wahrhaftig aus dem Loch kommt die Stimme. Dunkle Tiefe gähnt einem entgegen. Dahinein? Bruchstücke einer Leiter führen nach unten. Also, nur Mut! Geschützter jedenfalls ist es unten. Der Befehl wäre an den richtigen Mann gebracht.

Nun gilt es, den Heimweg, will heißen: das Zusammenkriechen. Ist nicht. Der Kampf hat sich inzwischen nahe an den Stollen herangeschoben. Es ist Gefahr, daß man überhaupt schon abgeschnitten ist. Die Herren sehen sich ernst an. Man beschließt, alle irgendwie verräterische Papiere zu vernichten, für den Fall, daß . . . Oben kracht das, prasselt durcheinander. Dann ist es wieder ruhiger. Jetzt ist das Geschrei weiter links. Es hat anscheinend noch einmal gut gegangen. Nase raus an die Luft! Die Ordonnanz macht sich schlangenhaft auf und davon. Wenn sie morgen wieder kommt, hat sie so viel wie möglich Flaschen Mineralwasser mitzubringen. Was leichter gesagt als getan ist. Sonst ist man noch reichlich mit allem versehen. Und wenn die Zeit für die Herren vom Bataillonsstab dann doch hier unten, wo's wirklich fürchterlich ist, ganze 15 Tage — dazu nicht zu vergessen 16 Nächte! — dauern sollte, so hat jeder einzelne davon für sein ganzes Leben genug Stoff zu erzählen.

Unterdessen, ständig von der feindlichen Artillerie liebevoll bedacht, ist hinter dem hinundherwogenden Kampfe der ersten Linie die Riegelstellung mit Drahtverhau und Unterständen weiter ausgebaut worden. Für alle Fälle. Hier wird in Stunden emsigster Arbeit mehr geschaffen, als die Granaten vernichten können. Menschen und Menschen sind hier tätig wie die exakteste Maschine, wissen nichts von Tag oder Nacht. Aber einmal winkt auch ihnen die Stunde der Ablösung. Neue Kameraden sind da, neue Kräfte, die stärkere Kraft des unerbittlichen Feindes zu brechen . . . .

Stellung an der Somme-Front.

„Auf das Jahr 2116."

Kommerzienrat Max Pasch, der Inhaber des geographischen Instituts Wilhelm Greve, hat eine Million Mark zur Begründung einer Kriegsunterstützungsgesellschaft bereitgestellt. Diese „Pasch-Greve'sche Kriegsunterstützungs-Gesellschaft" hat bereits ihre Tätigkeit am 1. Oktober begonnen, und will vor allem hilfsbedürftige Wöchnerinnen und ihre von einem Kriegsteilnehmer — es wird kein Unterschied zwischen dem ehelichen und unehelichen Vater gemacht — abstammenden Säuglinge unterstützen. Eine Reihe weiterer Ziele ist in Aussicht genommen; auch an die Begründung eines Heimathauses für Kinder von verstorbenen oder dienstbeschädigten Teilnehmern an dem Kriege ist gedacht. Der hochherzige Begründer will, um seinen Plan zu verwirklichen, sein Geschäft und sein Vermögen allmählich und nach seinem Tode ganz in den Dienst der Stiftung stellen.

Daß er für seine Stiftungsanstalt eine recht lange Lebensdauer voraussetzt, geht daraus hervor, daß er gleichzeitig ein Kapital von 40,000 M. bis zum Jahre 2016 unantastbar festlegen will. Es soll dann mit Zins auf Zins — es wird auf einen Zinsfuß von 4 v. H. gerechnet — auf 2 Millionen Mark angewachsen, und am 100. Jahrestage der den gegenwärtigen Weltkrieg abschließenden Friedensverhandlungen aufgelöst und zur besseren Ausstattung der Stiftungsanstalten verwendet werden. Am Tage der 200. Wiederkehr der Friedensfeier soll die dritte Stiftung des Kommerzienrats Pasch „Weltkriegsgedächtnisstock auf das Jahr 2116" im Betrage von 20,000 M., die in 200 Jahren auf 60 Millionen anwachsen werden, aufgelöst werden.

Herr Pasch ist ja nicht der erste, der, freilich in recht großzügiger Art mit Hilfe der Zinsenrechnung gewaltige Summen zum Besten des Vaterlandes ansammeln läßt. Hat doch der Geheimrat Elsner von Gronow dem preußischen Staat 10,000 M. mit der Bestimmung vermacht, daß dieses Kapital zinsbar anzulegen und gesondert zu verwalten ist, die Zinsen aber so lange zum Kapital zu schlagen, bis dieses den Betrag der Staatsschulden erreicht hat. Der preußische Staat hat das Legat angenommen und läßt es bei der Generalstaatskasse verwalten.

Auch der Stadt Berlin ist von demselben Manne unter ähnlichen Bedingungen eine Summe von 2000 M. vermacht worden; die Zinsen sollen so lange zum Kapital geschlagen werden, bis dies den Betrag der städtischen Schuld erreicht. Wer über etwas Geduld, eine brauchbare Logarithmentafel verfügt und die betreffende mathematische Formel anzuwenden versteht, kann ausrechnen, daß das im Juli 1912 ausgeliehene Kapital von 2000 M. am 20. September 2220 (5 Uhr 2 Minuten nachmittags) zu 369,799 Millionen M. (die Höhe der städtischen Schuld zur Zeit des Todes des Erblassers) angewachsen ist. Man sieht schon aus dieser kleinen Rechnung, daß die Annahmen Paschs über das Anwachsen seiner Nebenstiftungen durchaus begründet sind. Die dritte Stiftung Paschs soll übrigens gewissermaßen für alle Ewigkeiten festgehalten werden, indem man bei ihrer Auflösung im Jahre 2116 4 Millionen M. wieder unantastbar anlegt und 100 Jahre lang unter Zins auf Zins ansammelt, so daß vom Jahre 2116 an — die Fortdauer eines Zinsgewinns von 4 v. H. vorausgesetzt — alle hundert Jahre 200 Millionen M. zur Ausschüttung gelangen. So wird diese Stiftung, die der Krieg hervorgerufen hat, in fernen Zeiten vielleicht die einzige Erinnerung an den grausigen Krieg sein, wenn die Völker sich längst zu Kants ewigem Frieden bekannt haben. . . .

Ein Denkmal Hansjakobs. A Haslach (Großherzogtum Baden) wird berichtet, daß von einer Haslacher Familie der Ortschaft Haslach, dem Heimatsort des letzten Sommer verstorbenen Volksschriftstellers Hansjakob, seine Bronzebüste in Lebensgröße zum Geschenk gemacht wurde. Die Büste wird an einem passenden Ort der Stadt Aufstellung finden. Sie ist eine Arbeit des seither ebenfalls verstorbenen Fridolin Dietsche, Professors an der Kunstgewerbeschule in Karlsruhe.

— Man ist nur Herr sich den ersten Becher zu versagen, nicht den zweiten.

— Narren und Tröpfe begucken alles durch die Brille ihrer körperlichen Stimmung.